Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 4 Bremen-Berlin, den 23. Januar **1904**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Des Christen Kämmerlein. Von César. — Kämpfendes Christentum in unseren Evangelien. IV. Von Lic. Dr. Georg Hollmann. — Der religiös-sittliche Unterricht in der Volksschule. Von H. Scherer. — Römisches Christentum. IV. Von D. Dreydorff. — Zum Gedächtnis eines edlen Mannes. Von R. Emde. — Die Einkünfte der preußischen Geistlichen. — Im Reiche des Friedens. Von G. Freybe. — Vom Büchertisch.

Des Christen Kämmerlein.

Das Evangelium ist nicht ein neues Gesetzbuch. Es geht nicht an, sittliche oder wirtschaftliche oder politische Forderungen durch die bloße Berufung auf ein Jesuswort zu begründen oder abzulehnen. Aus dem Geiste Christi heraus müssen wir die sittlichen Grundsätze für das Gesamtleben der Gegenwart schöpfen. Auch fordert er von seinen Jüngern nicht blinde Nachahmung, sondern freie Nachfolge.

Diese Wahrheit mag uns geschichtlich orientierten und modernen Christen in Fleisch und Blut übergegangen sein. Dennoch freuen wir uns immer wieder, wenn eine direkte Berufung auf ein überliefertes Jesuswort möglich ist. Wir wollen es nicht als Beweisstück benutzen, das jeden Widerspruch niederzuschlagen vermöchte, aber es ist uns lieb, einen klassisch formulierten Ausdruck unserer heutigen christlichen Überzeugung zu finden.

Eine Frage, die uns in heutiger Zeit viele Schmerzen bereitet, ist die offenbare Wohnungsnot. Jeder Versuch, ihre Erscheinungen zu schildern, bleibt hinter der Wirklichkeit zurück. Die wirksamsten und nachhaltigsten Wirkungen erzielen die schlichten Zahlen der Statistik. Es ist jedermann klar, daß an die Beseitigung dieser Zustände alle Kraft zu setzen ist. Und insbesondere der Christ besitzt die stärksten Antriebe, hier von Grund aus bessernd einzugreifen. Der Wert jeder Menschenseele, den wir bei Jesus begriffen haben, duldet es nicht, daß wir Menschen an Leib und Seele rettungslos verkommen lassen. Falls Christus nur etwas in uns zu leben begonnen hat, muß uns der Gedanke an solche Verhältnisse innerlich beunruhigen und quälen, empören und bessern, zum Kampfe und zur Arbeit herausfordern. Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt!

Trotzdem ist es uns nicht uninteressant und wertlos, aus Jesu Munde gewissermaßen eine Minimalforderung zur Bekämpfung der Wohnungsnot zu vernehmen: jeder Mensch soll eine Kammer haben, in die er sich still zurückziehen und in der er zu seinem Gott beten kann (Matth. 6, 6). Jesus spricht nicht von der sanitären und sittlichen Seite großer und heller, für die verschiedenen Altersklassen und Geschlechter gesonderter Schlafräume, sondern hebt nur die religiöse Bedeutung der eigenen Kammer, Stube, Wohnung scharf hervor. Mögen sie auch bloß gemietet sein, wenn wir sie nur mit Fremden nicht zu teilen brauchen. Mögen sie uns für morgen schon gekündigt sein, wenn wir nur sofort Ersatz für sie haben. Mögen wir für gewöhnlich mit den übrigen Familiengliedern engste Gemeinschaft halten, wenn wir uns nur von Zeit zu Zeit allein oder mit diesem und jenem gemeinsam von den andern zurückziehen können.

Je mehr das öffentliche und Berufsleben alle unsere Gedanken und Kräfte in Anspruch nimmt, umsomehr bedürfen wir gelegentlich der Einsamkeit und Stille. Aus ihnen, nicht aus dem betäubenden und verwirrenden Getriebe des Alltags quillt uns Klarheit, Sammlung, Kraft. Wie wenig kennen wir uns selbst, und wie dringend nötig ist's, daß wir diese nicht immer erfreuliche Bekanntschaft machen. Weder die Schmeicheleien, die uns ins Gesicht gesagt werden, noch die gehässigen Urteile aus Feindesmunde künden uns die Wahrheit. Daheim, wo wir noch eben den Eindruck unsrer Person auf die Menschen, die uns die nächsten sind und uns lieben, beobachten konnten, daheim, wo der Erfolg unsrer Berufs- und Erziehungsarbeit sichtbar vor unsern Augen ist, daheim in der Stille vor Gottes Angesicht wird es uns am ehesten gelingen, Selbsterkenntnis zu gewinnen.

Ich denke des „Stübli", von dem Jeremias Gotthelf so ergreifend erzählt als von dem Heiligtum der Ehe, „wo sie (Mann und Frau) mit treuem Sinn und halblauter Stimme die gemeinsamen Angelegenheiten beraten, keines zu einem hohen oder lauten Ton sich hinreißen läßt, keines anders als einig mit dem andern das Stübli verläßt, ... wo Leiden und Freuden, Hoffen und Kümmern, Meinen und Glauben treuherzig geteilt, treuherzig aufgenommen und treuherzig verarbeitet, getragen werden". Gotthelf spricht nicht vom Gebet, und doch was Mann und Frau hier miteinander tun, was hier Vater oder Mutter mit einem fehlbaren Kinde reden werden, ist nicht denkbar ohne Gebet, ist nichts anderes als Gebet.

Diese Gebetskammer des Christen ist durch nichts zu ersetzen, nicht durch Vermehrung der Gottesdienste auf dem Lande, oder durch Offenhaltung der Kirchn in der Großstadt, nicht durch irgend welche Einrichtungen, die für die Heimatlosen der Landstraße in den Herbergen und Asylen oder für die in Massenquartieren eingepferchten Wanderarbeiter u. dergl. getroffen werden. Es ist religiöse Pflicht, diesen sozialen Notständen zu steuern. Jeder Christ soll sein „Kämmerlein" haben. Und wer eins hat, soll es benutzen!

César.

Kämpfendes Christentum in unseren Evangelien.

Von Lic. Dr. Georg Hollmann.

IV.

Auch Johannes führt den Kampf gegen das Judentum in Angriff und Verteidigung als kirchlicher Mann. Obwohl bei ihm nie der Begriff „Kirche" vorkommt, kann daran doch kein Zweifel sein. In Kap. 10 wird Jesus beschrieben als der gute Hirte, der das Leben läßt für seine Schafe. Diese Schafe erscheinen hier als etwas von „den Juden" scharf Abgegrenztes (10, 26), sie kommen zum teil auch aus dem jüdischen Stall, aber auch aus dem anderer Völker (10, 16). Eine große Herde und ein Hirt, so steht es vor dem Blick des Autors. Das ist die Kirche. Auch die Abschiedsreden, Kap. 13—17, zeigen das deutlich. Der johanneische Jesus bespricht hier bereits die künftigen Geschicke seiner Kirche: den Ausschluß aus der Synagoge (16, 1), die Martyrien (16, 2), den Haß der Welt (17, 14). Besonders das sogenannte hohepriesterliche Gebet (Kap. 17) hat immer auch die christliche Kirche im Auge als eine aparte, von der Welt gesonderte und ihr gegenüberstehende Einheit. Für diese Kirche, für ihre Bedürfnisse in der Gegenwart schreibt der Verfasser, da die bisherigen Evangelien nicht mehr ausreichen. Sicher also ist auch Johannes ein kirchlicher Mann. Aber sein kirchliches Bewußtsein ist ganz anderer Art als das des Matthäus. Das Hierarchische, das Gefühl der äußeren Macht- und Weltstellung des Christentums und das Durchdrungensein davon, eben das, was für Matthäus charakteristisch war, fehlt hier bei Johannes völlig. Sein Bewußtsein ist idealistischer Art, und sein Hochgefühl drückt sich in dem einen Wort aus: Geist! Der überragende, überlegene Geist des Christentums gibt unserem Evangelisten die Siegesgewißheit. Die Alten bekundeten einen offenen Blick für das gerade diesem Evangelium Eigentümliche, wenn sie es „das geistige" nannten. Hier tritt in der Tat alles Äußere merkwürdig zurück, ja verliert seine Bedeutung. „Es kommt die Stunde und ist jetzt da, wo die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten in Geist und Wahrheit; denn der Vater verlangt solche Anbeter", so sagt Jesus zu dem samaritanischen Weibe (4, 23), das auf bestimmte Kultusstätten hingewiesen hatte. Klingt das nicht wie Polemik gegen alles äußere Kirchentum? Und doch meint es der Autor gewiß nicht so, er will schwerlich die kirchlichen Räume beseitigen, aber freilich irgend welche selbständige Bedeutung hat das Äußere nicht mehr. Diejenigen, die wirklich der Idee eines Anbeters Gottes entsprechen, „die wahrhaftigen Anbeter", beten im Geist, und das wird begründet durch den für das ganze Evangelium zentralen Satz: „Geist ist Gott, und seine Anbeter — in Geist und Wahrheit müssen sie anbeten" (4, 24). Das ist idealistisches Bewußtsein, durchdrungen von dem Hochgefühl, die Religion des Geistes und der Wahrheit zu vertreten. Von hier aus ist es zu verstehen, daß der Ausdruck Kirche sich nie findet, so gewiß die Sache vorliegt. Es ist auch nicht zufällig, daß gerade dieses Evangelium in deutlichem Unterschied von Matthäus weder die Einsetzung der Taufe durch Jesus noch die des Abendmahls bringt. Wo aber Johannes auf diese hauptsächlichsten Kultushandlungen der christlichen Kirche zu sprechen kommt, verlegt er ihre Bedeutung in das Geistige. Er will damit den äußeren Vollzug, die sichtbaren Elemente nicht herabsetzen — wie wäre das bei einem kirchlich gesinnten Manne denkbar! — aber selbständige Bedeutung haben sie für ihn nicht. „Der Geist" ist das Entscheidende. Kap. 3, 5 berührt der johanneische Jesus in dem Ausdruck: „aus Wasser geboren werden" die Taufe; aber er sagt nicht bloß aus Wasser, sondern aus Wasser und Geist. Und die umgebenden Verse zeigen klar, daß das für ihn Entscheidende allein der Geist ist. Denn sowohl Kap. 3, 3 wie Kap. 3, 6 sprechen nur von der Geburt von oben her und aus dem Geist. Das Wasser ist verschwunden. Übersetzt in die Sprache des kirchlichen Evangelisten heißt das: An dem christlichen Sakrament der Taufe ist nicht das Wasser, sondern das Wunder der geistigen Neugeburt das Ausschlaggebende. In Kap. 6 spricht Johannes durch Jesus vom Abendmahl. Besonders die Verse 51—58 könnten zunächst gerade den entgegengesetzten Eindruck erzeugen, als ob Johannes auf den sakramentalen Vollzug den größten Wert legte. Und er denkt auch gar nicht daran, ihn herabzusetzen, vielmehr verteidigt er ihn gegenüber den Juden. Aber das eigentlich Bedeutsame ist das Äußere durchaus nicht. Wer es aus allem Vorhergehenden noch nicht gemerkt hat, daß der johanneische Jesus bildlich redet, wenn er sich das Brot des Lebens, das Himmelsbrot nennt, der muß es endlich merken, wenn V. 63 bündig erklärt: „Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch ist nichts nütze. Die Worte, die ich zu euch gesprochen habe, die sind Geist und sind Leben." Das ist wieder solch' ein Wort, das blitzartig die ganze Sachlage beleuchtet. Ja, der Geist, immer wieder der Geist! Wir erkennen ein kirchlich idealistisches Bewußtsein. So werden auch die konkreten Vorstellungen vom Gericht, der Auferstehung und dem ewigen Leben gelegentlich in geistige Zustände umgesetzt. „Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet" (3, 18). „Wer an den Sohn glaubt, hat das ewige Leben" (3, 36). „Wahrlich, wahrlich ich sage euch: wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben, und ins Gericht kommt er nicht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurch gedrungen" (5, 24). Nebenher gehen die alten Vorstellungen. Aber sie sind nur übernommen. Das Angeführte ist das dem Autor Eigentümliche und ihn Kennzeichnende. Und „der Geist" ist für Johannes nicht etwas Blasses, Unbestimmtes, es ist der Geist Christi und damit zugleich der Geist Gottes, wie er greifbar wird in den Worten Jesu. „Die Worte, die ich zu euch gesprochen habe, die sind Geist." Das richtige Verständnis dieser Worte, eben damit der Geist, bildet das eigentliche Vermächtnis Jesu an seine Kirche. Den in der Welt allein zurückbleibenden Gläubigen sendet Jesus als Beistand den Geist. „Der Beistand aber, der heilige Geist, den der Vater in meinem Namen schicken wird, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch sagte" (14, 26). „Wenn jener aber kommen wird, der Geist der Wahrheit, der wird euch in alle Wahrheit leiten" (16, 13), und zwar gerade deswegen, weil er nicht eigenmächtig von sich aus redet, sondern nur Christi Worte zum vollen Verständnis bringt. Dies volle Verständnis, diesen Geist hat die Kirche. Aus diesem erhebenden Bewußtsein überlegener geistiger Kraft schreibt Johannes. Um aber das ganze Hochgefühl, das ihn dabei beseelt, zu ermessen, müssen wir noch einen Punkt von grundlegendster Bedeutung ins Auge fassen. Für die damalige Welt war Geist und Griechentum dasselbe. Durch die alles überragende Größe griechischen Geistes war eine hellenistische Weltkultur Wirklichkeit geworden. Vor dem Geistesadel eines Sokrates, Plato, Aristoteles beugte sich die gesamte gebildete Welt. Wie nun, wenn der Geist des Christentums selbst das Griechentum noch überragte? Ja, dann Triumph! Und das zeigt unser Evangelist. Er zeigt, daß die tiefsten Spekulationen griechischer Denker über ein zwischen Gott und Welt vermittelndes Zwischenwesen von göttlicher Natur (den sogenannten Logos) in Jesus Christus aus dem Denken in das Sein übergegangen sind. Das Evangelium beginnt mit den Worten: „Im Anfang war der Logos und der Logos war bei Gott, und Gott war der Logos", um dann V. 14 hinzuzufügen: „Und der Logos ward Fleisch und zeltete unter uns." Und das will nicht nur der Prolog 1, 1—18 sagen, das ganze Evangelium schildert Jesus als den göttlichen Logos in seiner Allwissenheit, Allmacht, seinem vorzeitlichen himmlischen Dasein. Durch die leichte menschliche Hülle schimmert, für jeden erkennbar, der vom Himmel herabgestiegene Gott. Das kann heute nicht näher ausgeführt werden. Und zu diesem Logos-Jesus kommen die Griechen. Es ist der Höhepunkt des Evan-

geliums 12, 20—33. Als sie sich an Philippus wenden, mit der Bitte, Jesus zu sehen, da geht es wie triumphierendes Jauchzen durch die Seele des johanneischen Christus: erreicht ist das Ziel. „Gekommen ist die Stunde, daß verherrlicht werde der Menschensohn“ (V. 23). Nun fallen noch im Tode die Hüllen wie beim Weizenkorn, dann kommt die große Frucht, die darin besteht: alle werde ich zu mir ziehen (V. 32), auch die Griechen. Nur wie ein leichter Schatten zieht das Todesbangen an Jesu Seele vorüber (V. 27). Der Vater bestätigt es vom Himmel her: ich habe dich verherrlicht und werde dich wiederum verherrlichen (V. 28), er bestätigt es in der Stunde, da die Griechen zu Jesus kommen. Diese von unserem Autor gebildete Erzählung enthüllt seine Seele. Griechischer Geist beugt sich vor dem Geist Jesu nnd somit auch seiner Kirche. Wie groß muß dann dieser Geist sein, schwindelnd groß! Er erfüllt das ganze Bewußtsein unseres Evangelisten. Da muß allerdings alles Äußere versinken.

Wir sind am Ende. Zwei Männer haben wir kennen gelernt, die auch in den Evangelien, die sie schreiben, den Kampf wiederspiegeln, den die Kirche des zweiten Jahrhunderts gegen das Judentum führt. Zwei eigenartige, scharf umrissene Persönlichkeiten! Der eine verteidigt nur im gelassenen Gefühl der äußeren Machtstellung seiner Kirche. Der andere verteidigt auch, aber greift in erster Linie an aus dem schwellenden Bewußtsein des allüberragenden Geistes seiner Kirche. Und wenn wir nun an andere Schriften des zweiten Jahrhunderts denken, die ebenfalls den gleichen Kampf kämpfen, an den Barnabasbrief, an die Apologeten, vor allem Justin, an den 5. Esra — welcher Unterschied in den Wegen, die demselben Ziel zuführen! So ist es stets, wo lebendiges Personenleben quillt. In einem Doppelten aber sind alle diese Männer eins: in dem Bestreben, den verhaßten Feind unschädlich zu machen und in dem heißen Wunsch, der Kirche ihrer Zeit nach bestem Wissen und Gewissen zu helfen. Sie hingen an ihrer Kirche, und das hat ihnen die Kirche gedankt.

Der religiös-sittliche Unterricht in der Volksschule.

Der „religiös-sittliche Unterricht“, oder sagen wir kurz „der Religionsunterricht“ der Volksschule soll in dem Kinde den Grund zu einer religiösen Welt- und sittlichen Lebensanschauung legen, auf welchem es durch eigene Fortbildung mit Hilfe von Lektüre, religiösen Gemeinschaften usw. nach der Schulzeit weiterbauen kann. Wir dürfen nie vergessen, daß Religion „eine Sache der Erwachsenen und eine Lebenssache für vollgereifte Menschen“ ist, wie Weinel (Jesus im neunzehnten Jahrhundert) sagt; die Kinder „haben unmöglich ein volles Urteil über die Fragen und Kämpfe des Lebens, von denen aus der Glaube an Gott gekommen ist“. Und dieser Glaube an Gott oder das Ideal des Wahren, Schönen und Guten, als den Träger der Weltentwicklung und der Weltordnung, in dessen Macht auch unser Schicksal liegt, das ist für uns Religion; mit diesem Glauben ist auch das Vertrauen zu ihm verbunden. Im Gemüt wurzeln Religion und Sittlichkeit; die religiösen und sittlichen Gefühle schließen sich an eng miteinander in Beziehung stehende religiöse und sittliche Vorstellungen und Gedanken an und kommen mit ihnen in Verbindung in der Poesie zum vollsten Ausdruck. Daher verbinden wir auch im Religionsunterricht religiöse und sittliche Belehrung, oder, besser gesagt, religiöse und sittliche Erfahrung; denn Religion und Sittlichkeit als Sache des Gefühls und Kraft des Lebens lassen sich mehr erfahren als lehren. Lehren läßt sich dagegen die Religionsgeschichte, welche das Kind mit der Entwicklung der Religionsformen bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten bekannt macht; diese Religionsformen sind die begrifflichen Darstellungen der religiösen Vorstellungen und Gedanken.

Gemüt und Verstand werden also beim Religionsunterricht in Anspruch genommen; um ihn recht und mit gutem Erfolge zu erteilen, muß der Lehrer das kindliche Seelenleben in seiner Entwicklung voll und ganz erfaßt haben. Er muß sich voll bewußt sein, daß er nur den Grund legen und nur die Anregung zu religiösen und sittlichen Erfahrungen, zur Bildung von religiösen und sittlichen Vorstellungen und Gedanken geben kann; er muß sich voll bewußt sein, daß man Kindern im Alter von 6—14 Jahren, wo in dem Geistesleben derselben das anschaulich-gegenständliche Denken vorherrscht und das Denken in abstrakten Begriffen noch schwer fällt, kein Glaubenssystem vermitteln kann. Er muß aber auch niemals vergessen, daß dieser Grund einerseits mit den andern Elementen, welche der Sachunterricht zu der Welt- und Lebensanschauung liefert, ein harmonisches Ganzes bilden und für den weiteren Ausbau tragkräftig sein muß. Nur wenn der Religionsunterricht den Geist der Wahrheit in sich trägt, kann er religiös und sittlich bildend wirken; nur wenn er in lebendigem Zusammenhang mit der Wissenschaft und Pädagogik bleibt, kann er seine Vorzugsstellung in der Volksschule behaupten.

Wenn der Religionsunterricht dem Entwicklungsgange des kindlichen Seelenlebens folgen will, so muß er anschaulich-gegenständlich sein; er muß aber anderseits durch seine Form das Gemüt in Anspruch nehmen, von dem Streben und Wollen Nahrung empfangen. Erst allmählich kann das Kind von sinnlichen zu übersinnlichen Vorstellungen, zu denen die eigentlich religiösen gehören, übergeführt werden; die Vermittlung der letzteren an das Kind ist erst möglich, wenn dasselbe eine gewisse geistige Energie angesammelt, apperzeptionsfähige Vorstellungen und Gefühle erworben hat. Allerdings bringt das Kind bei einer recht geleiteten Erziehung für die religiöse Bildung eine Summe von Vorstellungen und Gefühlen mit in die Schule, welche es im Verkehr mit Eltern und Geschwistern, mit den Menschen und der Natur gewonnen hat; aber sie sind alle noch mehr oder weniger verworren und verschwommen und bedürfen daher einer Auffrischung, Ergänzung und Vertiefung durch den ersten Sachunterricht der Schule, den wir mit dem üblichen Namen „Anschauungsunterricht“ bezeichnen wollen. Gar oft ist aber auch der Boden für die religiöse Bildung durch eine falsche Bearbeitung in der Familie oder im Kindergarten verdorben; gar oft ist Unkraut darauf gepflanzt worden, das erst beseitigt werden muß, um den Boden für guten Samen empfänglich zu machen. Der Anschauungsunterricht in den beiden ersten Schuljahren soll Sinne und Sprache üben, soll apperzeptionsfähige Vorstellungen und Gefühle ansammeln; er soll in dieser Hinsicht auch den späteren Religionsunterricht vorbereiten. Er hat daher poetische Stoffe — Märchen, Fabeln, und Gedichte — in kindlicher Form in sich aufzunehmen, welche für die religiöse Bildung verwendet werden; im Anschluß an die Festtage werden auch Erzählungen aus der biblischen Geschichte in anschaulich-gegenständlicher, vom Kinde leicht faßlicher Form dargeboten.

Erst vom dritten Schuljahre an sollten dem Religionsunterricht bis zum achten wöchentlich zwei besondere Lehrstunden zugeteilt werden; wir dürfen dabei aber voraussetzen, daß auch im Sach- und Leseunterricht die religiös-sittliche Bildung gepflegt wird. Auf der Mittelstufe (drittes, viertes und fünftes Schuljahr) wird der Lehrstoff im Sachunterricht der Heimat und dem engeren Vaterlande entnommen; auch der religiös-sittliche Lehrstoff muß sich in diesem Kreise bewegen. Erzählungen und Gedichte aus Natur- und Menschenleben und biblische Geschichten, die sich ihrem Inhalte und ihrer Form nach in diesen Kreis einschließen lassen, bieten den religiös-sittlichen Lehrstoff dieser Stufe; was hier hinsichtlich des Sagenhaften und Wunderbaren für den übrigen Unterricht gilt, gilt auch für den Religionsunterricht. In der kindlichen Auffassung wiegt das Anschauliche-Phantasiemäßige noch so sehr vor, daß das Kind den Widerspruch zwischen Wirklichkeit und Dichtung nicht empfindet; daß aber keine falsche Auffassungen der Wirklich-

keit entstehen, welche das kindliche Geistesleben in falsche Bahnen leiten könnten, dafür sorgt die enge Verbindung des Religionsunterrichts mit dem Sachunterricht. Man verschone aber das Kind in dieser Zeit noch mit Belehrungen über das Verdorbensein der Menschennatur; denn das gesunde Kind seufzt noch nicht unter dem Druck seiner Fehler nach Erlösung und sieht die Erde noch nicht als Jammertal an. Das Kind freut sich vielmehr seines Lebens und hascht nach Freude; lassen wir es auch in religiös-sittlicher Hinsicht mit anderen Personen Freudiges miterleben! Alle diesbezüglichen poetischen Erzählungen, also auch die aus der biblischen Geschichte, müssen wahrhaft kindlich, religiös und sittlich bildend sein; alles, was diesen Forderungen nicht entspricht und nur höchstens geschichtlichen Wert hat, muß aus dem Religionsunterricht dieser Stufe ausgeschieden werden. Unsere nationale Literatur aber besitzt einen Schatz von religiös-sittlichen Erzeugnissen der Dichtkunst, welche die in der Bibel enthaltenen poetischen Lehrstoffe ergänzen und erweitern und so zur Vertiefung des religiösen Sinnes und Lebens dienen; sie müssen mit der biblischen Dichtung zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen werden.

Auf der Oberstufe der Volksschule (sechstes, siebtes und achtes Schuljahr) zerfällt der Religionsunterricht in zwei teils nacheinander folgende, teils nebeneinander hergehende Gruppen; die eine baut auf der auf der Unter- und Mittelstufe gelegten Grundlage weiter, die andere gibt eine Geschichte der Entwicklung der religiösen Gemeinschaften und ihrer literarischen Erzeugnisse, also Religions-, Kirchen- und Bibelgeschichte in enger Verbindung miteinander. In dem eigentlichen Religionsunterricht wird auf religiöser Grundlage in anschaulich-gegenständlicher Form eine zusammenhängende und geordnete Darstellung der Sittenlehre dem Kinde vermittelt; den Lehrstoff hierzu bieten uns die poetischen Erzeugnisse der nationalen Literatur, die prophetischen Bücher, die Psalmen, die Bergpredigt und die Gleichnisse Jesu, die in eine zusammenhängende Reihe zu bringen sind. Auch hier muß die methodische Behandlung darauf bedacht sein, daß das Kind religiöse und sittliche Erfahrungen macht; das Kind hat aber durchaus keine Bedürfnisse, diese Erlebnisse in Formeln zu fassen, sondern begnügt sich mit der Einheit seiner Gefühle und Vorstellungen in den Idealen des Wahren, Schönen und Guten. Dem widerspricht es aber keineswegs, wenn das Kind sich klassische Sprüche und Verse einprägt, in denen sich diese inneren Erfahrungen (Erlebnisse) ausprägen und veräußerlichen können. Die Katechismussätze können wir als solche klassische Ausdrucksweisen nicht ansehen; denn sie sind der Ausdruck reifer Erlebnisse und nicht kindlicher und entbehren auch der poetischen Form. In der Religions-, Kirchen- und Bibelgeschichte werden die Ergebnisse der Religions-, Geschichts- und Bibelforschung, soweit sie feststehen und von dem Kinde im Alter von 12 bis 14 Jahren verstanden werden können, verwertet; selbstverständlich sind kritische Erörterungen als solche von dem Unterricht der Volksschule ausgeschlossen, besonders aber auf der Unter- und Mittelstufe. Auf der Oberstufe der Volksschule soll der Schüler aber erfahren, wie die biblischen Schriften und die Bekenntnisschriften (Katechismus usw.) entstanden sind; die letzteren lernt es dabei auch kennen.

Hat die Volksschule in dieser Weise den Grund zur Bildung einer einheitlichen, Verstand und Gemüt befriedigenden religiösen Welt- und sittlichen Lebensanschauung gelegt, so hat sie ihre volle Schuldigkeit getan; die religiösen Gemeinschaften können nun den Bau nach ihren Anschauungen weiterführen. In erster Linie sind es die bestehenden Kirchen, vor allen die katholische und evangelische; sie haben für diesen Zweck den Konfirmandenunterricht und die Katechismuslehre. Haben sie wirklich religiös-sittliche Bildung in konfessioneller Form im Auge und nicht bloß kirchlich-dogmatische Zu- und Ausrüstung für den konfessionellen Hader und die Unterwerfung unter kirchlichen Zwang, so hat ihnen die Volksschule dazu den besten Boden bereitet; sie hat aber auch dafür gesorgt, daß unter deutschen Katholiken und deutschen Protestanten die dem deutschen Volke gemeinsamen religiösen und sittlichen Gefühle und Vorstellungen erhalten und lebendig bleiben und bei aller konfessionellen Trennung ein einigendes Band bilden. Man darf aber auch nicht vergessen, daß heute im deutschen Volke eine große Anzahl von Menschenleben ist, die äußerlich und noch viel mehr solche, die innerlich der Kirche entfremdet sind und ihr fern bleiben, weil sie ihre religiösen Gefühle und Vorstellungen nicht in ein Bekenntnis fassen oder an ein solches anschließen können; auch bei ihnen hat dann die Volksschule für die religiös-sittliche Bildung eine solche Grundlage geschaffen, auf der sie ihre religiös-sittliche Fortbildung an der Hand der Literatur oder in freien religiösen Gesellschaften pflegen können, und auch das Interesse an dieser Fortbildung erregt und gepflegt.

H. Scherer.

Worms.

Dualistische Moral in der römischen Kirche.

(Römisches Christentum. IV.)

In Briefen an eine Freundin. Von D. Dreydorff.

6.

Man hört oft sagen: „Die im religiösen Glauben und im Kultus auseinandergehen, auf ethischem Gebiet treffen sie wieder zusammen; denn das Gebot der Liebe zu Gott und dem Nächsten ist für die katholischen und evangelischen Christen — man dürfte hinzufügen: auch für die Juden, von denen es die Christen überkommen haben — das alles umfassende größte, und so ist die Moral der einen und andern dieselbe." Aber diese Behauptung, obschon sie Wahres enthält, dessen man sich trösten mag, ist doch nicht ganz wahr. Denn es besteht zwischen der katholischen und evangelischen Moral ein bedeutsamer, sich durchs ganze Leben hindurchziehender Unterschied. Ein Unterschied, der sich vielleicht den Nichttheologen an dem vorher von der Echternacher Springprozession gebrauchten Wort „verdienstlich" genügend zeigen und deutlich machen läßt. Die katholische Kirche lehrt nämlich, daß man sich vor Gott ein „Verdienst" damit erwerben könne, daß man mehr als seine Schuldigkeit tue, und daß die Heiligen der Kirche eben dadurch solche geworden seien, daß sie über das Gebotene hinausgingen. Die evangelische Ethik hingegen leugnet die Möglichkeit eines solchen Hinausgehens, weil ihr der Fromme zu allem Guten, daß er tun kann, auch verpflichtet ist. Das Leben des Christen soll eine völlige Hingebung an Gott sein, durch die alles, was er tut, auch die geringste Arbeit, zum „vernünftigen Gottesdienst" wird. Wer nun damit Ernst macht, dem bleibt von Kraft, Vermögen und Zeit nichts übrig, worüber er nach eigenem Gutdünken verfügen könnte. Vielmehr, das ihm vorschwebende Ziel der Vollkommenheit steht so hoch, daß er nie rühmen kann, „daß er es schon ergriffen habe" (Philipper 3, 12). Diese Verschiedenheit der Konfessionen auf ethischem Gebiet ist aber offenbar keine zufällige und keine, die sich durch Beseitigung von Mißverständnis und durch Entgegenkommen auf einer mittleren Linie beseitigen ließe; sie hängt mit der Verschiedenheit im religiösen Glauben auf engste zusammen. Die katholische Theologie ist, um's kurz zu sagen, im altjüdischen Dualismus stecken geblieben. Dualismus heißt Zweiheit und bedeutet ein gegensätzliches Verhältnis. In einem solchen stehen, nach dieser Theologie, Gott und Mensch, wie zwei Parteien, zueinander. Gott ist der Herr und Arbeitgeber, der Mensch ist Knecht und Arbeitnehmer. Durch einen gesetzlichen Vertrag sind des einen und anderen Rechte und Pflichten genau bestimmt. Läßt man diese Anschauung gelten, so ergibt sich die von der römischen Kirche gezogene Konsequenz. Wie der Arbeiter in sogen. „Überstunden" mehr leistet, als er kontraktlich zu leisten schuldig ist, und dies tut, um seinen Tagelohn zu verbessern, so auch der katholische Christ in seinem Verhältnis zu Gott. Und weiterhin: Wie der fleißige Arbeiter von seinem Lohn etwas

abgeben kann, um die zeitweise „Streikenden“ zu unterstützen, so können auch die Heiligen ihren Mehrverdienst, durch Vermittlung der Kirche, den Sündern zu Gute kommen lassen. Schon im 8. Jahrhundert verlangte ein reicher Mann Absolution für eine Schandtat, indem er grauenhaft, aber nicht unlogisch, geltend machte, er habe so viele Leute statt seiner Psalmen singen und fasten lassen, daß, wenn er auch noch 300 Jahre leben sollte, hinreichende Genugtuung für ihn geschehen sei.

Sie fragen erstaunt: „Wie ist denn das möglich?“ Auch der katholische Christ ist doch verpflichtet, Gott über alles und den Nächsten wie sich selbst zu lieben; und wenn er sich darum bemüht, wie es verlangt wird: von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und mit allen Kräften: was kann er dann darüber hinaus tun, womit sich ein Verdienst begründen ließe, ein Verdienst, davon er an andere etwas abgeben könnte?

Nun, Ihr Erstaunen hat Grund und Ihre Frage ist berechtigt. Ich sagte schon, daß und warum die evangelische Ethik die Frage verneint, auch unter Berufung auf ein Schriftwort (Luk. 17, 7—10) und dabei bleibt: der Mensch kann nicht mehr tun, als seine Pflicht. Die katholische aber findet, auch wo sie dies zugesteht, einen Ausweg aus der Schwierigkeit, indem sie bemerkt: Kann sich der Mensch kein Verdienst erwerben durch mehr Tun, als wozu er verpflichtet ist, so kann er es doch gewiß durch freiwilliges Unterlassen dessen, was ihm zu tun erlaubt ist. Eine Entgegnung, die uns verständlich wird, wenn wir den Dualismus im katholischen Lehrsystem näher in Betracht ziehen. Nach ihm stehen nämlich nicht nur Gott und Mensch, sondern auch Gott und die Welt im Gegensatz zueinander. Daraus folgt, daß jede Annäherung an Gott ein proportionales Sichabwenden von der Welt und, umgekehrt, jede Abkehr von der Welt eine Annäherung an Gott und eine ihm dargebrachte Huldigung ist. Ganz kann nun freilich die Trennung von der Welt im diesseitigen Leben nicht vollzogen werden, das sieht auch die römische Kirche ein und stellt deshalb nicht die Forderung, um Gottes willen der Welt zu entfliehen. Aber man kann doch auf manche irdische Lebensgüter ganz und auf viele teilweise verzichten, und von denen, die nach sittlicher Vollkommenheit trachten, ist zu erwarten, daß sie darin so weit gehen, wie irgend möglich. Je verlockender aber der Genuß eines irdischen Guts ist, desto verdienstlicher ist die Askese, die freiwillige Entsagung. Da nun auch die Heiligen, wie in manchen Legenden zugestanden wird, durch nichts stärker versucht werden, als durch das Weib, so ist nichts verdienstlicher, als den Verkehr mit ihm zu meiden. Erleichtert wird dies dem Frommen einigermaßen, wenn er in der ehelichen Gemeinschaft etwas an sich Niedriges, Gemeines, Unwürdiges und im Weibe selbst etwas Verächtliches sieht. Und auch dazu gibt ihm die katholische Ethik Anleitung. Das Weib, durch das die Sünde in die Welt gekommen sein soll, ist nach ihr das schlechteste von allen Geschöpfen Gottes.

„Aber wie ist das denkbar?“ fragen Sie. „Die Ehe gilt ja den Katholiken als eine so einzigartige heilige Gemeinschaft, daß sie dieselbe für unauflösbar erklären! und wie können sie vom Weib so gering denken, da doch auch die Mutter Jesu oder, wie die Römischen meist sagen, die „Mutter Gottes“ ein Weib war?“ Ja, Ihr Befremden hat wiederum Grund. Die katholische Kirche sieht in der Ehe sogar ein „Sakrament“, das ist etwas, durch dessen Gebrauch man einer besonderen Gnade Gottes teilhaftig werden soll, und erklärt es doch für verdienstlich, für die Priester als notwendig, auf diese Gottesgnade — zu verzichten. Und das ist offenbar ein Widerspruch, aus dem sie nicht heraus kann. Auch daß Petrus, der angeblich erste Papst, verheiratet war, ist ihr eine sehr verdrießliche Tatsache. Was aber das andere betrifft, so kann die Kirche zwar nicht leugnen, daß Jesu Mutter (wie wäre sie anders „Mutter“) zum Weibervolk gehörte, aber sie hat ihr möglichstes versucht, um die Schwierigkeit durch die Begriffe — richtiger Unbegriffe — der „jungfräulichen Geburt“ und der „unbefleckten Empfängnis“ zu beseitigen. Ich mag nicht näher auf etwas eingehen, worüber man in guter Gesellschaft nicht redet. Nur soviel, daß die Mutter und die Großmutter Jesu von allen andern Weibern scharf unterschieden werden.

Zugleich Jungfrau und Mutter, — das dünkt Ihnen ein Widerspruch zu sein, etwas, das sich nicht denken läßt? Nun, mir auch. Aber darauf kommt's nicht an. Es ist eben ein Wunder und wäre keins, wenn es sich denken ließe. Man muß es als katholischer Christ glauben, weil es zu bezweifeln oder gar zu leugnen, frivol und gottlos wäre.

Gleich nach dem Weibe kommt Speise und Trank. Gegen diese Genußmittel ist die römische Kirche weniger rigoros. Der Dichter eines scherzhaften Liedes preist den Papst glücklich wegen seiner guten Weinsorten und in den Klöstern ist der „Bruder Kellermeister“ eine angesehene Persönlichkeit. Französische und italienische Mönche sind die geschicktesten Likörfabrikanten. Es geht nichts über einen echten „Benediktiner“. „Kardinal“ und „Bischof“ heißen, gewiß nicht zufälligerweise, ein paar bevorzugte Getränke. Die Küche der geistlichen Herren soll auch in der Fastenzeit nicht der Abwechslung entbehren und das schmackhafte Fleisch der Fischotter ist kein verbotenes. Gleichwohl ist auch auf diesem Gebiet die Enthaltsamkeit als solche, gleichviel, ob sie sich durch den Verzicht auf Lieblingsspeisen oder durch sich nur Halbsatteessen oder durch öfteres Fasten betätigt, eine Tugend, und auch die buchstäbliche Befolgung von Galater 5, 24 muß dafür gelten.

In Konsequenz des Prinzips ist es weiterhin verdienstlich, schlecht gekleidet und barfuß zu gehen und den Kamm und die Zahnbürste als Luxusartikel zu verschmähen. Ja, es hat Heilige gegeben, zu deren Ruhmestiteln es zählte, daß ihr Körper von Schmutz und Ungeziefer starrte. Zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört für den gebildeten Menschen die gesellige Unterhaltung, der freundschaftliche Verkehr mit Seinesgleichen; die Regel des strengsten Mönchsordens heißt die ihm Angehörigen darauf verzichten. Von hier ist es nur noch ein Schritt bis zur Verherrlichung der Dummheit und des Blödsinns, und die Geschichte weiß von wunderlichen Heiligen — man denke an die Säulenheiligen und an die grasfressenden Anachoreten in Mesopotamien —, die sich auch dazu bekannten. Man kann über solche Ausschreitungen lächeln oder sich davor entsetzen: sie ergeben sich alle aus der Voraussetzung, daß die Welt etwas Eitles, Nichtiges, die Frömmigkeit Gefährdendes sei. Auch die Blutsverwandtschaft zu verleugnen, ist folgerichtig. Der Jesuit hat weder Eltern noch Geschwister, denen er verpflichtet wäre; denn sie sind „von der Welt“, von einer Welt, die ihn nichts angeht. Auch das Vaterland ist für ihn nur ein Stück Welt.

Nun gilt freilich von diesen moralischen Grundsätzen das Sprichwort: „Es wird keine Suppe so heiß gegessen, wie sie gekocht ist“, und man sieht wohl ein, daß man für die Praxis sie mildernde Zugeständnisse machen muß; weit über die bischöflichen „Butterbriefe“ hinaus! Und das sehr verständigerweise. Denn wollte man, beispielsweise, alle Katholiken zum Cölibat nötigen und, nota bene, auch zu dem, wozu es die Priester verpflichtet, so würde deren Herrschaft bald aufhören, weil es in absehbarer Zeit keine Laien mehr gäbe, und gingen alle Christen in der verdienstlichen Askese so weit, daß sie sich der Spirituosen gänzlich enthielten: an wen sollten die Benediktiner ihre guten Schnäpse verkaufen? Sie meinen, an die Mohammedaner und Heiden? Aber jene trinken solche nicht und diese begnügen sich mit viel geringeren und billigeren Sorten.

Zum Gedächtnis eines edlen Mannes.

Alle Erwachsenen im Fürstentum Waldeck kennen den Namen Varnhagen. Die meisten haben auch persönlich den edlen Träger desselben gekannt. Denn 15 Jahre lang ist Geheimrat Varnhagen Direktor des Konsistoriums und der Domänenkammer gewesen und als solcher mit sehr vielen aus Stadt und Land in Berührung gekommen. Wem er aber je die Hand gedrückt, der wird ihn nicht vergessen. Die Silvesterglocken des Jahres 1903 haben dem bis ins hohe Alter geistig frischen Greise den letzten Kampf ausgeläutet. Den letzten, nachdem viele andere hinter ihm lagen und mancher seinem Herzen Wunden geschlagen, die bis zum Tode schmerzten. Nicht um seiner Person willen, sondern um der Sache willen, für die er kämpfte und für die er fiel. Seine Anfang Januar 1888 erfolgte Verabschiedung aus dem Konsistorium bedeutete die Verabschiedung der liberalen Richtung im Waldeckschen Kirchenregiment. Der völlige Bruch mit derselben erfolgte freilich erst später, als auch Scipio starb und Köthe ausschied, aber besiegelt war ihr Ende schon mit dem Austritt Varnhagens. Damit war eine gute und friedliche Periode Waldeckscher Kirchengeschichte geschlossen, die Zeit, in welcher wir als Studenten aus dem Munde unserer Professoren auch unser Waldeck als Asyl kirchlicher und protestantischer Freiheit rühmen hörten; — die Zeit, in welcher am Fürstenhofe und in der Residenz Arolsen für Männer wie Schramm, Bassermann, Bahnsen Platz war, in der keinerlei Ketzergericht stattfinden konnte, weil keinem liberalen Pfarrer seine Überzeugung als kirchliche Sünde und keinem orthodoxen sein Standpunkt als Rückständigkeit angerechnet wurde. Wo ist der orthodoxe Pfarrer, der unter Varnhagens kirchlicher Führung sich über irgendwelche Zurücksetzung zu beklagen gehabt hätte? Es war auch die Zeit, wo die Waldeckschen Theologie-Studierenden dorthin gingen, wohin sie ihr Herz zog, der eine nach Straßburg, der andere nach Halle, der dritte nach Leipzig und Erlangen, weil sie nicht zu befürchten brauchten, im Examen auf etwas anderes als auf ihre wissenschaftliche Befähigung hin geprüft zu werden. Varnhagen war eben ein liberaler Mann im besten Sinne des Wortes mit all' der Duldung und Achtung vor anderen Glaubensüberzeugungen, die der echte Liberalismus seinen Anhängern zur heiligen Pflicht macht.

Wohl sind zu Varnhagens Zeit was man kirchenpolitisch bedeutsame Taten nennt, meines Wissens nicht geschehen. Teils fehlte die Veranlassung dazu, teils die Möglichkeit. Die Synodalordnung war schon unter seinem Vorgänger Gleisner Gesetz geworden und die Aufbesserung der Pfarrgehälter, welche Varnhagen sehr am Herzen lag, konnte bei der damaligen Finanzlage Waldecks schwerlich über die Linie der berechtigten Wünsche und guten Vorsätze hinauskommen. Aber eine kirchliche und protestantische Tat ersten Ranges nenne ich eine Kirchenverwaltung, unter welcher die Gemeinden gänzlich uneingeschränkt und unbeeinflußt ihre gesetzlichen Rechte bei der Wahl ihrer Pfarrer ausüben können und der Pfarrer seiner Gemeinde rückhaltlos sein ganzes Herz geben darf. So war aber Varnhagens Verwaltung, und das danken ihm gewiß alle älteren Waldeckschen Pfarrer, orthodoxe so gut wie liberale. Und das dankt ihm auch das Waldecksche Volk, denn das ist im Grunde liberal und abhold aller Bigotterie und Intoleranz. Es dankt's ihm umsomehr, als Varnhagen mit ganzem Herzen an seiner Waldeckschen Heimat hing und sein Lebensglück darin fand, seine Kraft im Dienste derselben zu verzehren. Mit derselben Treue blieb er auch dem Fürstenhause zugetan, auch als er um seines Festestehens zum kirchlichen Liberalismus willen die Gunst desselben verloren hatte.

Varnhagen war eben ein in sich fest gegründeter Charakter. Der wechselt seine Überzeugung und seine Liebe nicht nach der Gunst oder Ungunst der Zeiten. Aus dieser innern Mannheit floß ihm auch die besonnene und doch glühende Kraft, mit der er seine Aufgaben erfaßte, die unbeugsame Energie, mit der er seinen Zielen zustrebte und das gesunde Selbstbewußtsein, das nicht in Orden und Titeln, sondern in der eigenen Tüchtigkeit seine Ehre sucht. Bei seiner Verabschiedung wurde ihm der Titel „Excellenz" angetragen. Er hat ihn ausgeschlagen . . . Justum et tenacem propositi virum möchten wir ihn nach dem alten Horaz nennen, „den braven und beharrlich festen Mann". Seine ungewöhnliche intellektuelle Begabung, sein umfassendes Wissen, das weit über seine Berufssphäre hinausreichte, sein lebhaftes Interesse für das Bedeutsame auf allen Lebensgebieten, ließ ihn leicht und klar den Weg erschauen, den er dann beharrlich schritt. Vor allem aber, was wir liberalen Protestanten zu unserm Wahlspruch erkoren haben, „frei und fromm", das war in Varnhagen verkörpert. Er hatte ein geradezu kindlich frommes Gemüt und sein eigener Glaube war ebenso lebendig, als seine Abneigung gegen jeden Glaubenszwang. „Siehe da, ein echter Protestant, in welchem kein Falsch ist."

Ich bin mit Vorstehendem dem seltenen und edlen Manne gewiß nicht völlig gerecht geworden. Aber dieses Wenige mußte doch gesagt werden, nicht nur, weil der Unterzeichnete als früherer Waldeckscher Pfarrer dem Verewigten in persönlicher Dankbarkeit und Verehrung zugetan ist, sondern vor allem, weil auch der Name Varnhagen genannt werden muß, wenn die deutsche Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts die Namen der charaktervollen Märtyrer des kirchlichen Liberalismus sammelt.

R. Emde.

Die Einkünfte der preußischen Geistlichen.

Das „Protestantenblatt" vom 2. Januar bringt von Pastor Lorenz, Brieg, eine Besprechung über ein Buch von Werner Werther: Die Notlage der evangelischen Geistlichkeit in Preußen. Ich kenne das Buch nicht, kann es mir auch nicht kaufen, denn ich bin eben die Frau eines Geistlichen mit Minimalgehalt, und eine solche hat jede nicht unbedingt nötige Ausgabe zu meiden. Die Vorschläge und Ausführungen des Herrn Pastor Lorenz jedoch finde ich in einigen Punkten so wenig annehmbar, daß ich das erste Mal es zu wünschen wage, meine nachfolgenden Zeilen gedruckt zu sehen, und zwar im „Protestantenblatt", denn ich bin eine alte Verehrerin des „Protestantenblattes", sowie meine Familie und mein Freundeskreis es sind und waren.*) Gleichfalls zum erstenmal ist es, daß ich mit dem Reichsboten, den ich nach Frauenart von Herzen hasse, gehen möchte, gegen das „Protestantenblatt".

Das Anfangsgehalt und überhaupt das Gehalt der Geistlichen, ist es zum Auskommen? Wie kommt man damit aus? Wer könnte darüber wohl besser Bescheid sagen als wir Pfarrfrauen. Wenn die Kasse beinahe leer ist, im dritten Monat des Quartals, dann übernehmen wir sie, und dehnen, strecken und machen möglich, was möglich zu machen ist.

Herr Pastor Lorenz sagt: „Der Verfasser berücksichtigt bei der Gegenüberstellung mit den Oberlehrern folgendes nicht genügend: 1) Die Befreiung von Kommunalsteuer; 2) die gänzlich freie Wohnung; 3) auf dem Lande den Obst- und Gemüsegarten mit Geflügelzucht." — Ich entgegne: 1) an Stelle der Kommunalsteuer treten die ungezählten Kollekten, die beim Pfarrer beginnen, die Ausgaben für Missionsfeste, Bibel-, Gustav Adolffeste 2c.; 2) der Oberlehrer bekommt Mietsentschädigung, der Pfarrer bekommt ein Amtshaus, er kann es sich nicht aussuchen. In welchem Zustand ist das oft! Ist die Gemeinde Patron, ist sie arm, wie das bei uns ist, gibt der Pfarrer bei nötigen Reparaturen immer noch Geld zu. Der Pfarrer

*) Wir erfüllen diesen Wunsch um so lieber, als in dieser Frage gerade die Stimme der Pfarrfrau von größtem Gewicht ist. D. R.

hat ein ganzes Haus; das ist schön, aber es kostet Heizung, es kostet Arbeit, Heizung auf dem Lande doppelt so viel, als der Oberlehrer in der Stadt braucht; denn der Wind pfeift anders hier draußen als in den Straßen der Stadt, und die Kohlen sind ein ganz Teil teurer als in der Stadt, denn sie müssen uns erst noch herausgefahren werden. Die Frau des Oberlehrers geht in ihrer Wohnung an die Wasserleitung und kann sich ihren Eimer Wasser holen, wir haben im besten Fall den Brunnen am Haus, oft, so geht es mir, liegt er weit ab. Das saubere und das schmutzige Wasser muß getragen werden, das kostet Arbeit und Arbeit kostet Geld. Die Frau des Oberlehrers kann sich ihre Etagenwohnung, wenn sie es will oder muß, mit einer Aufwärterin sauber halten. Für ein Haus mit Hof und Garten kann die Pfarrfrau die Arbeit nicht allein bewältigen, sie muß eine Magd haben, und Leute auf dem Lande sind rar und teuer geworden. — 3) Den Nutzen aus Obst, Gemüse und Geflügelzucht. Ja, da mußte ich wirklich lachen! Die Landwirte sind notleidend, sie haben statt obiger Einnahmequellen Ausgabeposten; und wir Pfarrer sollen Nutzen daraus haben? Wenn ein Pfarrer Zulage für Wagen, Pferde und Kutscher hat, dann vielleicht hat er etwas Überschuß, denn er hat durch den Kutscher die Arbeitskraft, und durch die Pferde Dung. Ich kenne nur einen solchen Glücklichen in Pommern und der selbst sagt, er hätte keinen Vorteil. Der Garten bringt nichts ein. Seine Bebauung kostet durch Arbeitskraft und Dung mindestens, was an Ertrag zu verzeichnen ist, die Mühe, die er uns macht, gar nicht gerechnet. Mir sagte einmal eine sehr tüchtige Pfarrfrau: Ich bin froh, daß es Winter wird, da hört die unnütze Gartenplage auf. Obst bringt etwas, das ist das Einzige, aber viel nicht; denn, wenn es teuer wird, so hat man eben kein Obst, und hat man viel, so wird es nicht gut bezahlt. Unsere Kinder und wir können mehr Obst als Oberlehrers essen, gespart habe ich dadurch nicht, denn der Appetit für die übrigen Mahlzeiten hat dadurch nicht abgenommen.

Geflügelzucht bringt gar nichts, man hält die Hühner, weil man den Garten hat, viele haben sie trotzdem abgeschafft. Es ist bei den Hühnern wie beim Obst, legen die Hühner viel, sind die Eier billig, sind die Eier teuer, legen die Hühner gar nicht. — Man spart auf dem Lande an Kleidung, sagt Herr Pastor Lorenz, ich möchte dazu setzen und in kleinen Städten. Dagegen sage ich, es ist Unrecht in dieser Weise an der Kleidung im Hause zu sparen. Außer dem Haus ist die Kleidung des Geistlichen teurer, als die des Oberlehrers, denn er muß meist im schwarzen Rock gehen. Im Hause dürfte der Geistliche nach meinem Gefühl nicht schlechter gehen, als der Oberlehrer, ja, er müßte sogar so gehen, wie der Oberlehrer in der Schule, denn jeden Augenblick kann in der kleinen Stadt jemand kommen; der Geistliche hat dort keine Sprechstunde, und auch auf dem Lande berührt es mich immer peinlich, wenn der Pfarrer bei unerwartetem Besuch seinen alten schäbigen Überzieher an hat, oder einen grüngrauen, glänzend getragenen Rock, in dem er sich geniert gesehen worden zu sein. — Nebenbei. Der Oberlehrer bekommt bei Bewerbungen ev. seine Vorstellungsfahrt ersetzt, der junge Pfarrer hat bei seinen Probepredigten und Vorstellungen oft ungeheure Ausgaben, seinen Etat weit übersteigend.

Herr Pastor Lorenz sagt weiter: Bezüglich des Höchstgehaltes von 4800 *M.* nebst Wohnung besteht daher keine drückende Lage; die älteren Geistlichen der Gegenwart empfinden dasselbe noch dankbar als eine große Wohltat, die begehrlichen allerdings nicht. — Mit 25 Jahren erreicht der Geistliche das Höchstgehalt. Da hat er sehr oft Söhne, die studieren, Töchter, die er auf dem Seminar hat 2c. Wie unendlich viel kostet das, und da nennt man den Pfarrer begehrlich, wenn er sich das gleiche Einkommen wie es andere akademisch gebildete Männer beziehen, wünscht. Die Alten sind dankbar! Ja, sie haben dies Gehalt bekommen, als sie beinahe abgehen wollten, als ihre großen Ausgaben hinter ihnen lagen. Und gerade, wenn wir viele von ihnen betrachten und ihre Kinder, das Herz tut einem weh. Unendlich viele sind stumpf geworden gegen alles. Was gilt ihnen der Kampf um die Weltanschauung, was Frieden, was Krieg? Sie jammern über die liberalen Geistlichen, weinen, daß die Gottlosigkeit zunimmt. Sie staunen die Größe der Konsistorien an, strahlen, wenn der Herr Superintendent bei ihnen Kaffee trinkt und damit ist ihre Welt zu Ende. Aus gar manchem ihrer Kinder ist nichts geworden, und viele ihrer Kinder, die sich durchgerungen, fühlen sich im Vaterhause fremd. Das Ganze ist oft geistiges Proletariat geworden. Entgegnen Sie mir nicht, es gibt mehr ideale Pfarrhäuser. Gewiß, ja, ich weiß, es gibt trotzdem ideale Pfarrhäuser. Aber es dürfte überhaupt keine geben, wie ich deren viele kenne. Und es wird derer noch mehr geben, wenn der Pfarrer nicht aus dieser äußersten pekuniären Sorge befreit wird. Ich kenne keinen Oberlehrer, der von seinem Gehalt reich geworden ist, auch der Pfarrer wird's bei Gleichstellung nicht werden und bescheiden bleiben. Familienzulage, das ist unwürdig. Oft hat der unverheiratete Pfarrer noch Schulden aus seiner Studienzeit, von seiner Einrichtung, oft schwere Pflichten gegen seine Familie; da hat er nicht auf dem Gnadenwege Gleichstellung mit dem verheirateten Bruder zu verlangen. Und der verheiratete Geistliche muß so gestellt sein, daß er wie der Oberlehrer seine Kinder erziehen kann, ohne von den Konsistorien abhängig zu sein; dafür drücke ich Herrn Pastor Lorenz die Hand. Was sollten wir armen Liberalen dann in Preußen machen?

Wie es gemacht werden soll, weiß natürlich eine Frau nicht und versteht es nicht. Er tut mir nur leid, daß die reichen Pfründen fallen sollen. Ich habe ihre Besitzer noch nicht protzig gesehen und freue mich, immer zu denken: „da ist doch einmal ein Pfarrer, der nicht ängstlich zu rechnen braucht, der von der Welt etwas sehen kann, der Wohltun kann wie sein Herz es wünscht 2c. In jedem Beruf steigt der Bedeutende oft pekuniär; so laßt es auch dem Pfarrer. Freilich, es wird wie in andern Ständen da oft die Vetternstraße gehen. Aber das ist eben nur nach Kräften zu ändern. Dank Herrn Pastor Lorenz für das, was er sonst vorschlägt; er verlangt, wie auch Werther, Zusammenlegung kleiner Pfarren; das wird freilich große Entrüstung hervorrufen. Der Landgeistliche in der kleinsten Pfarre behauptet auch, er hätte sehr viel zu tun und der kleinste Superintendent trägt jeden falsch eingelaufenen Zettel in sein Briefjournal ein, um eine stattliche Nummernzahl und damit die Aussicht auf einen Lehrvikar zu erreichen. Aber die vielen Nachmittagskränzchen mit Abendbrot und Besuche, zu denen man mittags schon mit der Laterne erscheint, die man abends benutzen will, dazu müßte, wie jeder andere Mann im Erwerbsleben, auch der Pfarrer keine Zeit haben. Deshalb brauchte man noch lange nicht einsiedlerisch zu leben.

Bismarck schreibt in seinen Briefen: „es gibt nichts Idioteres als die Landpastoren." Ich glaube er würde das nicht haben sagen können, wenn viele der Landpastoren mehr zu tun hätten und von der drückenden Geldnot befreit würden, damit sie nicht auf ihren Pfarren verbauern brauchten. Hoffen wir, daß der in Aussicht stehende Kandidatenmangel Besserung auch darin bringt.

Eine preußische Pfarrfrau.

Im Reiche des Friedens.

Ein Theologe war gestorben. Es war ein ebenso ernster wie gelehrter Mann gewesen, nachdenklich und scharfsinnig. Nach kurzer Tätigkeit als Pfarrer war er Universitätsprofessor gewesen. Jetzt klopfte er bescheiden an die Himmelspforte, und sie ward ihm aufgetan. Eine blendende Lichtfülle himmlischer Herrlichkeit umleuchtete, melodischer Wohllaut sanftester Harmonie umrauschte ihn. Kaum beachtete er das. Seine Seele war noch immer

allzusehr vertieft in tausend Fragen, Zweifel, Geistessorgen; Religion und Wissenschaft hatten in seinem frommen Sinn ihren ständigen Kampf noch nicht beendet, — ach, es gibt ja so viel zu denken, zu fragen, zu suchen, zu ahnen, zu tasten, zu hoffen, und doch wie wenig weiß der arme Mensch sicher! — und so eilte er unaufhaltsam auf den lieben Herrgott selber zu; als Mann wissenschaftlicher Methode war er es ja gewohnt, einseitig und scharf sein Ziel ins Auge zu fassen und festzuhalten. Kaum, daß der weiland Professor den Weltenkönig ehrerbietigst begrüßt, so bestürmte er seinen hohen Wirt auch schon mit einer Flut von tiefsinnigen Fragen und wichtigen Erkundigungen. Gelehrte Ausdrücke, Parteinamen und Schlagworte folgten in so großer Hast und Menge, daß der liebe Gott diesmal beinahe wirklich vor lauter Staunen und Verwunderung aus seiner ewig-gleichen Ruhe und würdevollen Majestät herausgefallen wäre; denn er verstand seinen neuen Gast im Elysium anfangs gar nicht. Dieser wiederholte jetzt sein Hauptanliegen, ob auch die Modernen und Liberalen Eingang in den Himmel gefunden hätten und wo denn der Raum für die strenger Gerichteten und Altgläubigen sei. Der urewige Vater geriet jetzt wirklich in ziemliche Verlegenheit, solch' seltsamer Gast mit so ungestümem Wissenstriebe war ihm selten begegnet, wie sollte er diesem eifrigen Ankömmling treffend antworten? Wohl hatte der All-Herr einmal gehört, daß die Kinder der Menschen auf dem kleinen Planeten dort unten in der schimmernden Ferne sich immer in bestimmte Parteien und Klassen spalteten und nach gewissen Ausdrucksweisen und Unterschieden im Denken zu beurteilen pflegten; aber er hatte Wichtigeres zu tun gehabt, er hatte auf die stummen Seufzer, die durstigen Seelen, die liebearmen Geschöpfe, auf die Stillen und Treuen, die Einsamen und Irrenden zu achten; die waren so zahlreich, daß selbst die lange Ewigkeit dem Allwissenden keine Zeit ließ, auch sich all' die vielen Streitigkeiten, Tagesgespräche und Federkriege zu merken. Als er daher immer noch schwieg, begann der erdentrückte Gottesgelehrte dem lieben Gott einen längeren Vortrag über dessen eigenes Wesen, seine Eigenschaften und die Geschichte seiner Offenbarungen zu halten, der den lieben Gott aufs höchste überraschte; denn der Professor wußte darüber viel genauer Bescheid als der Herrgott selber, und nun bekam dieser noch allerlei seltsame Namen und Ausdrücke zu hören; denn der Vortragende redete weiter von solchen, die die Erbsünde geleugnet, nicht einen persönlichen Teufel angenommen, die Schöpfung als Entwicklung aufgefaßt, über Christus nicht biblisch, über das heilige Abendmahl nicht korrekt genug gedacht hätten, aber doch sonst so gute, treue, liebenswerte Menschen gewesen wären; aber eben das Wichtigste habe ihnen doch wohl gefehlt. Als er endlich aufhörte, nahm ihn der liebe Gott bei der Hand und sagte: „Komm mit mir durch meinen Himmelssaal, du sollst meine älteren Gäste kennen lernen; vielleicht können sie dir ohne viele Worte deine Fragen beantworten." Und es führte der Vater das heimgekehrte Kind, ja das große Kind mit dem einfältigen Herzen, von Gruppe zu Gruppe, von Zeit zu Zeit; aber wie erstaunte, wie verstummte der Fraglustige und Redselige! Friedlich bei einander saßen Athanasius und Arius; war denn das Wirklichkeit und nicht Täuschung? Arius hatte ja einst die Ewigkeit des Gottessohnes geleugnet und war von der großen Kirchenversammlung zu Nicäa mit allen seinen Anhängern als Ketzer verdammt und ausgestoßen worden, aber Gott hatte den ehrlichen Christen nicht verwiesen. Als sie weiter wanderten, sagte der Ewige: „Ein frommer Mann, der auf Erden Pelagius hieß, wohnt auch in meinem Reiche." Und wirklich, da saß er, derselbe, der einst mit Augustin so scharf über Erbsünde und Gnade gestritten, mit dem alten Gegner Seite an Seite. Weiter sah er Luther und Zwingli in herzlichem Einvernehmen miteinander. Wo war jetzt der „andere Geist", den Luther einst dem Zwingli im Abendmahlsstreit vorgeworfen? Jetzt feierten beide in einem Sinn und Geist das ewige Mahl ungestörten Friedens. — Was für freundliche Blicke wechselten aber dort zwei Männer, die sich einst so heftig mit der Feder bekriegt und das Leben so sauer gemacht hatten? Nur zu genau hatte der Professor ihre Schriften gekannt, es waren wirklich der einstige Hamburger Hauptpastor Goeze und der berüchtigte Herausgeber der Wolfenbütteler Fragmente, Lessing, der das Wunder einer leiblichen Auferstehung bestritten. Und nun fand der neue Himmelsbürger, je näher er der eigenen Lebenszeit kam, immer mehr Bekannte, aber keine Spur mehr von Gegensatz und Trennung, nur Einigkeit, Freude, Dank. Schleiermacher und Hengstenberg, Rothe und Kliefoth, Lipsius und Frank, Ritschl und Luthardt, und wie die Namen der Führer und Richtungen und Parteien alle hießen, sie verschwanden alle vor dem, der jetzt in ihnen allen und durch sie alle redete und wirkte, der alles in allem ist. Als jetzt die arme Seele des nun erst als Theologe wirklich gestorbenen Theologen ganz von bescheidener Stille und dankbarer Ehrfurcht erfüllt war, da redete ihn der liebe Herrgott in milder Trauer und hoheitsvollem Ernste also an: „Ihr habt da unten so vielen gelehrten Hader und Streit; ihr zerbrecht euch die Köpfe über mein liebes Jesuskind und meine andern treuen Knechte; ihr opfert soviel Zeit und Mühe, soviel Kraft und Frieden auf allerlei Fragen des Glaubens und der Religion; ihr bemüht euch zu erklären, was verborgen bleiben soll, zu leugnen, was wirklich ist, zu erforschen, was ewig ist; ihr sucht nach der geheimnisvollen Quelle eurer Religion, statt aus ihrem reichen Strom zu trinken; aber seid ihr auch wohl ebenso eifrig, treu und opferwillig in der Liebe gegen einander; nehmt ihr es auch ebenso gewissenhaft mit der Erfüllung all der ewig großen Gebote und Wahrheiten, die alle meine Boten euch bezeugt, und habt ihr wohl auch ebenso viel Zeit und Ausdauer, auf die leise, aber doch deutliche Stimme in eurem Innern zu lauschen?" Da ward die einst so redegewandte Seele ganz kleinlaut, und die wortreiche Zunge schwieg betroffen. Über das heilige Angesicht aber des Zeitlos-Ewigen glitt ein mattes Lächeln mitleidsvoller Wehmut, und eine Träne treuster Vaterliebe glänzte in dem ewig wachen Auge. Die Seele aber, die fortan im Reiche des Friedens weilt, hat schnell alle Theologie vergessen und in der Schule Gottes es schnell gelernt, der Weisheit der Gelehrten die Einfalt des frommen Handwerkers vorzuziehen, dessen Ausspruch sie schon längst kannte, aber erst jetzt voll begriff:

„Wem Zeit ist wie Ewigkeit
Und Ewigkeit wie Zeit,
Der ist befreit
Von allem Leid."

G. Freybe.

Vom Büchertisch.

Haus Benzmann, Meine Heide. Verl. M. Hesse, Leipzig. In Leinen gebd. 60 ₰, in f. Geschenkband 1 ℳ.

An dieser Stelle möchte ich auf die Gedichtsammlung „Meine Heide" von H. Benzmann aufmerksam machen, die in der außerordentlich billigen Hesseschen Ausgabe vorliegt. Das Büchlein hat bereits viele Anhänger gefunden und verdient es in der Tat, von jedem Freunde unserer deutschen Heide gelesen zu werden. All die tausend heimlichen, zarten Stimmungen der Heide hat Benzmann in seine Verse zu bannen vermocht. Ob er bei hellem Sommersonnenlicht durch das Heidekraut schreitet oder an stillen Herbstabenden in die Weite träumt, ob er feinste Naturbeobachtung oder holdeste Phantasien gibt, ob er ein Kinderlied anstimmt oder das Totenvöglein traurigsüß singen läßt, überall ist er gleich tief und innig. Der Anblick des sturmbewegten Meeres gibt ihm Anregung zu dem wundervollen Gedicht „Christus beruhigt das Meer", und alte pommersche Sagen und Überlieferungen bieten ihm Stoff für allerhand Schnurren. Und will Sehnsucht und Wehmut ihn einmal übermannen, er ringt sich doch wieder durch zu den hellen, frohen Worten:

„Hier lacht mich alles fröhlich an,
hier werd' ich Kind, hier werd' ich Mann;
hier bin ich klar und deute nicht
und träume nur im goldnen Licht,
hier bin ich frei vom Leide." —

Die Ausstattung ist trotz des billigen Preises sehr gediegen und so kann das Heidebuch in jeder Hinsicht wärmstens empfohlen werden.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt
Beilage Nr. 4.
Bremen
Berlin.
23. Januar 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Krimmitschau. 1. Stimmen und Stimmungen. 2. Der Brief des Pfarrers im Auszuge. 3. Auch eine Stimme aus dem Königreich Sachsen. — Aus Österreich. Die Los von Rom-Bewegung im Jahre 1903. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Krimmitschau.

1. Stimmen und Stimmungen.

Während wir mit dem Verfasser der Notiz: Sächsischer Nebel (Beilage Nr. 1) um eine Ausführung verhandelten, was nach seiner Überzeugung die Kirche hätte tun müssen, bringt D. Rade in Nr. 2 der „Chr. W." einen Brief des Ortspfarrers in Krimmitschau und ein Mitarbeiter aus Sachsen sendet uns: Auch eine Stimme aus dem Königreich Sachsen. D. Rade stellt sich in seinem Blatt scharf auf die Seite der Arbeiter, verteidigt ihre Forderung des Zehnstundentages, sieht in seiner Durchführung einen Kulturfortschritt, verteidigt den Streik als notwendigen Kampf für den Kulturfortschritt, dem die Krimmitschauer Arbeiter damit dienten, erklärt den Anspruch der Fabrikherren Herren in der Fabrik bleiben zu wollen, für problematisch, und meint, der Staat hätte Mittel und Wege finden müssen, die Krisis zu verhindern, wozu freilich das Polizeiaufgebot nicht geeignet war. Wir glauben, daß manche unserer Leser ähnlich denken werden, daß andere die Schuld bei den Arbeitern sehen, oder Schatten und Licht gleich verteilen wollen. Den Einzelfall zu entscheiden ist nicht Sache unseres Blattes, dem Urteil der Leser zu helfen durch Besprechung der in Betracht kommenden Hauptfragen ist unser Ziel. Darum geben wir zunächst den Inhalt des Briefes aus Krimmitschau und jene Stimme aus Sachsen wieder, verweisen auf eine Reihe von Artikeln, die von großen ethischen Gesichtspunkten aus die Fragen, die den Vorgängen in Krimmitschau zugrunde liegen, besprechen werden und hoffen bald die viele Gemeindekörperschaften und Pastoren interessierende Frage zu behandeln: Was hat „die Kirche" beim Bevorstehen, beim Auftreten, im Verlauf, und nach Beendigung eines Streiks zu tun?

2. Der Brief des Pfarrers im Auszuge.

Unter ausdrücklicher Zustimmung seiner Amtsgenossen hat Pfarrer Schink seinen Brief verfaßt. Alle Vermittlungsversuche haben nur eine Verschärfung der Gesamtlage erzeugt. Nach Überzeugung der Geistlichen, von denen der Verfasser selbst ein Arbeiterkind ist, konnten sie sich um der Gerechtigkeit willen weder in formeller noch in materieller Beziehung auf die Seite der Arbeiter stellen, wie auch der kirchlich-religiöse Teil der Gemeinde nicht auf seiten der Streikenden steht, auch die Arbeiter, die zur Kirche halten, den Streik nicht gewollt haben. Der Streik ist vom Zaun gebrochen. Zur Entschuldigung der vielen, die gar nicht streiklustig waren, wird angeführt, daß sie die Maßregel der Fabrikanten, als diese nach der Vorschrift ihres Verbandsstatutes alle Arbeiter aussperrten, weil in fünf Fabrikbetrieben ohne triftigen Grund und mitten in Vergleichsverhandlungen die Arbeit niedergelegt wurde — nicht begreifen mochten. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeiter sind nach Ausweis des Armenbudgets und Erfahrungen der Seelsorge gut. Von Hungersnot ist nicht die Rede. Das Verhältnis der Arbeiter zu den Arbeitgebern war gut, ist auch jetzt noch teilweise freundlich, schlimm sind die jungen Burschen und Mädchen. Aber die zielbewußte Arbeiterschaft will den Zehnstundentag, die Arbeitgeber sind dazu bereit, aber konnten um der Konkurrenz willen sofort nicht mehr als eine halbe Stunde bewilligen, weil die direkte Konkurrenz zum größten Teil längere Arbeitszeit bei niedrigeren Löhnen hat und der Geschäftsgang schlecht war. Die Fabrikanten leben zum größten Teil nicht herrlich und in Freuden, der Gesundheitszustand unter den Arbeitern ist günstig.

Die Grundfrage ist die Machtfrage, wer Herr sein soll in der Fabrik. Tyrannen sind die Arbeitgeber im eigenen Interesse nicht. Wohl gibt es solche, die die Pflicht freundlichen Wohltuns nicht begreifen, aber auch unter den Arbeitern sind aufsässige und undankbare Elemente.

Nachdem zuerst der Streik ruhig verlaufen war begannen die Unruhen, als sich nach Eröffnung der Fabriken Arbeitswillige einstellten, die, bedroht und verfolgt (vor allem von jungen Burschen und Mädchen), erst durch das notwendige Polizeiaufgebot Schutz fanden. Die Polizei ist besonnen und würdig aufgetreten, die Stadt war nach ihrem Eintreffen ruhig, aber von Haus zu Haus ging die Agitation und bedrohte und ängstete die Arbeitswilligen. Hunderte haben den Pastoren erklärt, sie würden gern arbeiten, aber sie getrauten sich nicht; aus reiner Furcht vor dem Terrorismus der Zielbewußten bleiben Tausende der Arbeit fern. — Weihnachtsfeiern sind nicht verboten worden, nur die aufreizenden unchristlichen Reden und Gesänge sind untersagt worden. Ohne diese Reden, so bemerkten die Führer an Ratsstelle, hätten die Christfeiern für sie keinen Wert. Die Geistlichkeit hat sich zu Ansprachen bei den Arbeiterchristbescherungen angeboten, man hat sie nicht aufgefordert. — Das kirchliche Leben ist in guter Verfassung und war bis dahin (27. Dez. 03) vom Streik unberührt. Trau- und Taufverweigerung sind seltene Ausnahmen, zwei Kleinkinderschulen, drei Schwestern und ein Gemeinde diakon dienen der Bevölkerung.

Massenaustritte haben nicht stattgefunden. Bis zum 27. Dezember haben 19 ihren Austritt angemeldet, 200 meist junge Leute sind am 19. zur Anmeldung erschienen und mußten einzeln wiederbestellt werden, 7 für Sonntag — sie kamen wieder, — 15 für Montag, von ihnen kamen 8, von den 15 auf Dienstag kamen 4. Einige von den nach den Feiertagen Wiederbestellten bemerkten sofort, „wenn die Sache nicht vor den Feiertagen erledigt werden könnte, hätte sie keinen Wert mehr". Der Kirchenbesuch in den Feiertagen ist vorzüglich gewesen, die Kommunikantenzahl im letzten Vierteljahr ist ein wenig gestiegen. — Jede Gelegenheit wird von den Pfarren benutzt, um dem Frieden zu dienen. „Das Wichtigste, was uns bei unsern Predigten zu tun obliegt, ist, die immer mehr sich verwirrenden sittlichen Begriffe der Masse nur einigermaßen wieder zurecht zu rücken. Alle Vergehungen gegen die zehn Gebote Gottes, selbst Mord und Vaterlandsverrat, werden niedriger eingeschätzt als Streikbruch."

3. Auch eine Stimme aus dem Königreich Sachsen.

Zweimal ist im „Protestantenblatt" vom „sächsischen Nebel" die Rede gewesen, zumal in Nr. 1 d. J. sind förmliche Kassandrarufe gegen unser „armes" Land und seine Regierung laut geworden, und zwar nicht deshalb, weil in Sachsen die Sozialdemokratie schon einen so außerordentlich breiten Raum einnimmt, sondern weil man sie sich nicht ohne jede Gegenmaßregel noch breiter machen läßt. Ich meine dagegen, nicht nur wir Sachsen sind nach dem Sprichwort „helle", sondern auch es ist in unserm Lande nicht so ganz pechrabenschwarze Nacht, wie der Einsender es darstellt. Gewiß war das 1895 eingeführte Landtagswahlrecht ein Unrecht und dazu eine große Unklugheit; das hat aber auch die Regierung eingesehen und bringt jetzt selbst einen neuen Gesetzentwurf vor den Landtag, der die Entrechteten wieder zu Wort kommen lassen soll. Mag er dem Einsender darin nicht weit genug gehen, so ist es doch eine ungerechte Übertreibung, wenn dieser geradezu sagt, daß in Sachsen die Unwahrheit „vorherrscht und das öffentliche Leben je länger desto mehr vergiftet". Dagegen lehnt sich denn doch mein Heimatsgefühl entschieden auf! Der Einsender führt sodann als Beleg für die unerhörten Zustände unseres Landes das Verhalten der Regierung und die vollständige Untätigkeit der Kirche in Bezug auf den Krimmitschauer Streik an, in dem er rückhaltlos für die Streikenden Partei ergreift. Es ist gewiß schwer, einen solchen sozialen Kampf aus der Ferne richtig zu beurteilen; in Nr. 2 der „Christl. Welt" hat Pfarrer Schink in Krimmitschau eine Schilderung der Verhältnisse aus nächster Nähe gegeben, „unter ausdrücklicher Zustimmung seiner Krimmitschauer Amtsgenossen", und es lohnt sich umsomehr, diese der Auffassung des Einsenders schnurgerade zuwiderlaufende Darlegung zu beachten, als Schink nicht nur selbst der Sohn eines Fabrikarbeiters ist, sondern, wenigstens in seinem früheren Wirkungskreis, sich als feuriger Anhänger Naumanns erwiesen haben soll. Nach seiner Darstellung war doch die Verstärkung der Polizeimacht recht nötig, um die Arbeitswilligen gegen die Gewalttätigkeit erhitzter Streikender zu schützen; wie es mit den beabsichtigten Weihnachtsbescherungen stand, konnte man sich schon im voraus denken und hört nun, daß die Geistlichen ihre Mitwirkung bei diesen ohne Erfolg angeboten haben, weil gerade die aufreizenden Reden und Gesänge den Streikführern die Hauptsache waren. Erst als dies in einer Unterredung zwischen dem Bürgermeister und den Führern der Arbeiter klar zu Tage trat, hat jener die Weihnachtsfeiern verboten, gestützt auf eine Bestimmung des sächsischen Vereins- und Versammlungsgesetzes, nach der Versammlungen untersagt werden können, wenn Unruhen von ihnen zu befürchten sind. Ob die Anwendung dieser gesetzlichen Bestimmung im vorliegenden Falle zweckmäßig war, darüber gehen die Meinungen auch konservativ gesinnter Sachsen auseinander. Ich für meine Person habe den Eindruck, daß es doch das kleinere Übel war, die Weihnachtsversammlungen von vorn herein zu verhindern, wenn man sich — um auch mit Kassandra zu reden — sagte: „Das Gefürchtete muß nahn", daß es doch noch viel peinlicher gewesen wäre, wenn eine als Weihnachtsfeier eingekleidete und also von Frauen und Kindern zahlreich besuchte Versammlung schließlich doch hätte aufgelöst werden müssen, weil nicht Weihnachts-, sondern Sturmglocken in ihr geläutet worden wären.

Wie die Kirche, bezw. ihre Diener, zwischen den streitenden Parteien hätte vermitteln sollen, ist nicht leicht deutlich zu sagen. Wenn zwei Heere einmal in Schlachtreihe einander gegenüberstehen, pflegen die Kanonen die Friedensglocken zu übertönen. Bei den Führern der Streikenden wären die Pfarrer schwerlich mit Friedensvorschlägen angekommen, — sie wohl am schwersten! Auch die Fabrikanten würden wahrscheinlich ihren wohlgemeinten Ratschlägen entgegengehalten haben, daß sie über die realen Verhältnisse, die hier ins Gewicht fallen, nicht genügend unterrichtet sein könnten. An Friedensmahnungen nach beiden Seiten haben sie es gewiß auf der Kanzel und wohl auch im Privatgespräch nicht fehlen lassen, aber eine akute Wirkung auf die Gesamtlage haben sie begreiflicherweise nicht erzielt.

Nicht „über tausend Arbeiter" haben übrigens ihren Austritt aus der Landeskirche erklärt, sondern etwa 200 haben einen Anlauf dazu genommen, und nur 19 sind schließlich in Wirklichkeit ausgetreten. Was aber den Zehnstunden-Arbeitstag betrifft, auf den auch Rade in seinem arbeiterfreundlichen Nachwort zu Schinks Bericht das Hauptgewicht legt, so bemerkt der Letztgenannte hierüber: „Den gönne ich den Arbeitern auch, und der soll ihnen auch seitens der hiesigen Arbeitgeber nicht vorenthalten bleiben. Nur waren die letzteren aus Gründen der Konkurrenz nicht sofort und nicht für sich allein in der Lage, die ganze Forderung zu erfüllen, wenn sie auch bereit sein wollten, die Arbeitszeit sofort um ½ Stunde zu verkürzen. Die Fabrikanten konnten wirklich für den Augenblick nicht mehr bewilligen, einmal, weil der größte Teil ihrer direkten Konkurrenz längere Arbeitszeit bei niedrigeren Löhnen hat, und zum andern, weil die ganze hiesige Industrie durch jahrzehntelangen schlechten Geschäftsgang an sich schon außerordentlich geschwächt war." Aber man lese den ganzen Brief, und man wird den Eindruck gewinnen, daß der Verfasser die Dinge mit klarem, nüchternem Blick, aber nicht mit mammonistischer Parteibrille ansieht. Außer dem Brief des Pfarrers Schink kommt für die Lage der Dinge noch der Bericht des von der Regierung mit einem Vermittlungsversuch beauftragten Geh. Rats Dr. Roscher in Betracht, den ich soeben in Nr. 12 der „Leipz. Neuest. Nachr." finde. Unparteiischer, sachlicher, wohlwollender auch gegen die Streikenden hätte sich kein Organ einer Landesregierung verhalten können, als dieser hohe Beamte. Auch aus seiner Darlegung aber geht hervor, daß keineswegs alles Recht auf seiten der Ausständigen liegt, wie es nach dem Eingesandt in Nr. 1 erscheint. Hoffentlich zerteilen sich nun für manches nichtsächsische Leserauge wenigstens in etwas diese „sächsischen Nebel"!

Aus Österreich.

Die Los von Rom-Bewegung im Jahre 1903.

Der 1902 ausgebrochene Zwist in der alldeutschen Partei, der mächtigen Förderin der Bewegung, schien auch die Bewegung in Mitleidenschaft zu ziehen. Ängstliche Gemüter befürchteten einen Stillstand der Bewegung. Aber diese Befürchtungen haben sich nicht erfüllt. Im Gegenteil! Was ein Nachteil für die evangelische Sache zu werden drohte, ist ihr zum Segen geworden. Während des alldeutschen Zwistes besannen sich die neuen Gemeinden mehr als bisher auf den festesten Grund, auf dem eine evangelische Gemeinde sich erbauen kann, auf den Grund der Religion. Damit soll nicht gesagt sein, daß das nationale Moment ausgeschaltet sei. Niemals! Der Protestantismus ist seinem innersten Wesen nach national! Die 1902 erfolgte religiöse Vertiefung der Bewegung trug ihre Früchte im Jahre 1903.

Im Jahre 1903 wurden neun Kirchen und zwei Betsäle erbaut. Zahlreiche Gemeinden haben den Kirchbau beschlossen. Drei neue evangelische Schulgebäude wurden errichtet. Sieben selbständige Pfarrgemeinden und elf neue Predigtstationen wurden gegründet. An 22 Orten wurde zum erstenmal seit der Gegenreformation evangelischer Gottesdienst gehalten. Die Zahl der Übertritte stieg gegenüber dem Jahre 1902, in dem nur 4624 Übertritte erfolgten. Genaue amtliche Zahlen liegen noch nicht vor.

Im Innern der neuen Gemeinden herrschte ein lebendiges evangelisches Leben. Mit Ausnahme von einzelnen reichsdeutschen Altprotestanten war jeder Protestant ein tätiges Gemeindeglied. Man suchte seine evangelische Überzeugung zu festigen durch evangelische Schriften. Gelesen wurden „Die Protestantische Wacht", „Der sächsische Gustav Adolf-Bote" und die „Wartburg". Die letztere Zeitschrift wurde das amtliche Organ des am 20. September 1903 gegründeten „Deutsch-Evangelischen Bundes für die Ostmark", dessen Vorsitzender Pfarrer Antonius in Wien, dessen Vorkämpfer Dr. Eisenkolb ist. Dieser Bund, auf den der österreichische Protestantismus große Hoffnungen setzt, will den Ostmark-Deutschen die Segnungen der Reformation bringen! Dieser Bund will, gemäß den freiheitlichen Anschauungen der Neuprotestanten, eintreten für eine „gesunde Fortentwicklung" der reformatorischen Grundsätze! Auch der Armen und Kranken nahmen die neuen Gemeinden sich an. In einzelnen Gemeinden wirkten und wirken Diakonissen. Im Teplitzer Bezirkskrankenhause wurden an Stelle der katholischen — wie schon im Aussiger Krankenhause — evangelische Schwestern eingeführt! Ein herrliches Zeugnis für unser Diakonissen-Wesen! Von großer Bedeutung für die evangelische Kirche ist auch die am 3. September 1903 in Linz erfolgte Gründung des evangelischen Pfarrervereins für Österreich, der insbesondere auch die traurige wirtschaftliche Lage der evangelischen Geistlichen bessern will.

Daß die Los von Rom-Bewegung im Jahre 1903 in jeder Weise siegreich fortgeschritten ist, das geben die Klerikalen selbst zu. Vor mir liegt ein Aufruf „An die Katholiken Böhmens!", erlassen vom Präsidenten des Bonifaziusvereins der Erzdiözese Prag vom 8. Dezember 1903. Darin heißt es: „Etwa 90 aus Preußen und Sachsen herübergekommene Prediger sind an der Arbeit, das Ansehen unserer heiligen Kirche in Wort und Schrift herabzusetzen, das sogenannte „reine Evangelium" Luthers zu verkünden, und lau gewordene, in ihrer Religion schlecht unterrichtete Katholiken zum Übertritt zu verlocken. Die Zahl der „Abfälle" hat tatsächlich das 30. Tausend bereits überschritten. Angesichts dieser Erfolge der „Los von Rom"-Bewegung, die keineswegs stille steht, wie manche vielleicht glauben möchten" . . . . Möchte dieses katholische Urteil viele lau gewordene reichsdeutsche Protestanten aufrütteln zu mutigerem Eintreten für ihr evangelisches Bekenntnis, das sich mächtig erwies, in einer der Hochburgen des Katholizismus siegreich vorzudringen! Wie aber soll dieser „Notlage der Kirche" gesteuert werden? Das sagt uns ein Hirtenbrief der vier böhmischen Oberhirten vom 1. Adventssonntage im Jahre des Heils 1903.

„Die Sprache dieses Hirtenbriefes unterscheidet sich in wohltuender Weise von früheren derartigen Kundgebungen. Man hat sich diesmal der alten Schlagworte (Los von Gott, Los von Österreich, Bezahlte Übertritte) offenbar doch geschämt. Der eigentliche Kern des Hirtenbriefes ist die Empfehlung des Bonifaziusvereins, der nunmehr in Böhmen überall organisiert werden soll und der seine Tätigkeit auch auf Böhmen erstrecken soll. Da der Bonifaziusverein gleich seinem evangelischen Vorbilde, dem Gustav Adolf-Verein, für die Diaspora bestimmt ist, so bedeutet der Hirtenbrief, daß die römische Kirche jetzt schon Böhmen als ein Gebiet der Diaspora betrachtet und behandelt. Gleichzeitig kündigt der Hirtenbrief die Herausgabe eines Bonifazius-Blattes an, das in deutscher und böhmischer Sprache in einer Massenauflage herausgegeben werden soll." („Wartburg".)

Angesichts der Fortschritte der Los von Rom-Bewegung im Jahre 1903 ruft Rom die Seinen auf zum Kampfe. „Der alt böse Feind, mit Ernst er's jetzt meint; groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist." Aber Rom findet die Los von Rom-Kirche Österreichs gerüstet. „Es streit für uns der rechte Mann, den Gott hat selbst erkoren." Die evangelische Kirche Deutsch-Österreichs wird den römischen Angriff zurückweisen, gestützt auf den reichsdeutschen Protestantismus!

Nachrichten.

Allgemeines.

Einer **Totenliste für 1903** der „Vossischen Zeitung" Nr. 5 entnehmen wir folgende Angaben: **Barkhausen**, D. Dr., Wirkl. Geh.-Rat, Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats und des Domkirchenkollegiums, Kurator des Klosters Lokkum usw., Mitgl. des Herrenhauses, Ehrendoktor der Universitäten Marburg und Halle, † in Breslau, 31. 8., 72 Jahre. — **Nehmiz**, Generalsuperintendent der Provinz Schlesien, von 1876 bis 1893 erster Anstaltsgeistlicher von Bethanien in Berlin; Breslau, 28. 8., 57 Jahre. — **Steinmetz**, D., Konsist.-Rat, Generalsuperintendent des Konsistoriums in Stade und außerordentliches Mitglied des hannoverschen Landeskonsistoriums, 25. 8., 72 Jahre. — **Fuchs**, D., Generalsuperintendent a. D., bis 1897 Gen.-Superint. für die unierte Kirchengemeinschaft bei dem kgl. Konsistorium in Kassel; Fulda 8. 12., 76 Jahre. — **Hahn**, D. Dr. Professor, Senior der ev.-theolog. Fakultät der Univ. Breslau, 16. 7., 80 Jahre. — **Schultz**, D. Dr., Konf.-Rat. ord. Prof. der alttestamentlichen Exegese, systematischen Theologie und Homiletik an der Univ. Göttingen, 15. 5., 65 Jahre. — **Cremer**, D. Konf.-Rat, seit 1870 ord. Prof. der theolog. Fukaltät in Greifswald, unter dem Kultusminister Bosse einflußreich bei Besetzung von Professuren. 4. 10., 69 Jahre. — **Dalmer**, Lic., Professor, Dozent der neutestamentlichen Theologie an der Univ. Greifswald, dann in Königsberg, zuletzt Pfarrer, 20. 5., 42 Jahre. — **Siegfried**, D. Karl, Geh. Kirchenrat, Professor für das Alte Testament an der Univ. Jena, feinsinniger Kenner des Hellenismus, 8. 1., 73 Jahre. — **Persius**, Konrad, Prediger an der Heiligengeistkirche in Potsdam, s. Zt. Hausgeistlicher Kaiser Friedrichs in dessen Leidenszeit, 23. 7., 66 Jahre. — **v. Lechler**, Dr. K. J. Fr., Prälat in Ludwigsburg, Gen.-Superintend. a. D., literarisch tätig auf den Gebieten der praktischen Theologie, der kirchlichen Baukunst und Musik, 25. 5., 81 Jahre. — **Renner**, D. Dr Ludwig, Oberkonsistorial-Rat und Hofprediger in Hasserode, Superintendent und erstes geistliches Mitglied des fürstlich Stolbergschen Konsistoriums, 28. 11., 69 Jahre. — **Richter**, D. theol. Pfarrer in Mariendorf bei Berlin, ausgezeichneter Kenner des protestantischen Kirchenrechts. — **Schreiber**, Dr. August, Inspektor der Rheinischen Missionsgesellschaft, Barmen 22. 3., 63 Jahre. — **Anzer**, Joh. Baptist, Titularbischof von Telepte, apostolischer Vikar in Schantung, seit 1879 im Missionsdienst in China, in Rom 24. 11., 52 Jahre. — **Aßmann**, D., Bischof von Philadelphia, katholischer Feldpropst der Armee und Propst an der Hedwigskirche in Berlin, Ahrweiler 27. 9. — **Brück**, Dr. Heinrich, Bischof von Mainz, 5. 11., 72 Jahre. — **Böhl**, Dr. Eduard, fr. ord. Prof. der alttestamentlichen Theologie an der evangel.-theologischen Fakultät der Universität Wien, 24. 1., 66 Jahre. **Winkler**, Josef, Superintendent der Wiener Diöcese Augsburgischen Bekenntnisses, 23. 10. — **Vaughan**, Herbert, Kardinal, Erzbischof von Westminister, 20. 6., 71 Jahre. — **v. Blumenthal**, Sergius, Präsident des evangelisch-lutherischen Konsistoriums in Moskau, 24. 6. — **Katzer**, Frd. Xaver, katholischer Erzbischof von Milwaukee, im August.

Protestantisches.

Bremen. Zum Bau der Protestationskirche in Speyer fehlen noch 50 000 Mark. Ein Bremer Komitee hat sich gebildet, den Speyerern noch einmal zur Vollendung des Werkes beizustehen und eine Fensterrose zu stiften, deren Kosten auf 10 000 Mark veranschlagt werden. Pfarrer Cantzler aus Speyer wird am Sonntag, den 24. Januar, morgens 10¼ Uhr, eine Predigt in der St. Michaeliskirche, am Montag, den 25. Januar, abends 7½ Uhr,

einen Vortrag im Künstlerverein über die Protestationskirche halten. In der folgenden Woche wird eine Sammlung für die Protestationskirche durch ihn veranstaltet werden. Wir hoffen, daß die freie Hansestadt Bremen sich auch ein sichtbares Zeichen in der Protestationskirche stiften wird.

Ausland.

(Frankreich). Regierung und Kirche. Einstweilen ist das Budget für die Kirche noch wieder bewilligt, sowie auch für die Botschaft beim Vatikan. Die Beziehungen zwischen Kurie und Regierung sind zwar nicht geklärt, aber viel wird Pius von Combes nicht erwarten. Vielleicht wird 1904 einen schweren Keil in die französische Hierarchie der Kirche treiben. Bis dahin gehen die Verhandlungen in allen Tonarten fort, stocken auch manchmal.

Ob die klerikale Minderheit im Lande Kraft haben wird, sich Geltung zu verschaffen, ist zur Zeit zweifelhaft. Es wird dem Grafen Albert de Mun wenig genützt haben, daß er am 30. November in Besançon auf dem Kongreß der katholischen Jugend Frankreichs zu energischer und organisierter sozialer Arbeit aufforderte, um dadurch die Macht des Katholizismus wieder herzustellen. Auch ist es mehr als zweifelhaft, ob die Ärzte etwas Großes vermögen, die nach der „Voce della Verita" im nächsten April einen internationalen Pilgerzug nach Rom veranstalten, um die Wunder von Lourdes zu verteidigen und zu beweisen. Wenn dies Unternehmen wirklich zustande kommt, werden wir uns mehr damit beschäftigen; es könnte interessant und wichtig sein. Fürs erste aber wüßten wir lieber, ob es wahr ist, daß in den Klöstern die Tuberkeln derart herrschen, wie es neulich ein Deputierter behauptete.

Vereine und Versammlungen.

Berliner Unionsverein. Freitag, den 22. Januar, abends 8 Uhr, im Friedrichs-Werderschen Gymnasium, Dorotheenstraße 13—14. Prediger D. Kirmß: Spener als Erneuerer der evangelischen Frömmigkeit. — Freitag, den 29. Januar, zur selben Zeit am gleichen Ort: Prediger Max Fischer: Lessing, der erste moderne Protestant. Eintritt frei.

Evangelischer Bund in Berlin. Mittwoch, den 3. Februar, 8 Uhr, in der Aula des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums, Kochstr. 13: Prof. Dr. Lehmann: Die Geschichte Israels im Rahmen der Weltgeschichte, vornehmlich nach assyrisch-babylonischen und egyptischen Quellen. Freitag, den 12. Februar, zu gleicher Zeit am selben Ort. Zum hundertsten Todestage Kants. Prof. D. Kaftan: Kant als Philosoph des Protestantismus. — Eintrittskarten zu 60 Pf. in der Geschäftsstelle Lindenstr. 89 II, 9—1 und 4—7 Uhr.

Öffentlicher Vortrag

des Herrn

Pfarrers Cantzler aus Speyer.

Am Montag, den 25. Januar, abends 7½ Uhr im Kaisersaal des Künstlervereins.

1) Eröffnung der Versammlung: Herr Pastor prim. Josephson.
2) Vortrag des Herrn Pfarrers Cantzler über die Protestationskirche.
3) Kurzes Schlußwort: Herr Pastor Hartwich.

Die evangelischen Bewohner Bremens, Frauen und Männer, sind hierzu herzlich eingeladen.

Eintritt unentgeltlich.

Das Bremer Komitee für die Protestationskirche in Speyer.

Magenleidenden

teile ich aus Dankbarkeit gerne u. unentgeltlich mit, was mich von qualvollen Magenbeschwerden und Magenkrämpfen befreit hat.

Frau L. Woell,
Querstraße 6
Göppingen i. Wttbg.

Spruchbuch
von Louise Kugler.
Zitate und Sentenzen aus den Meisterwerken deutscher Dichtung.
5. Auflage. Preis ℳ. 6.—

Die dritte **Pfarrstelle** an der Lutherkirche ist durch die Gemeinde-Körperschaften zu besetzen. Sie gewährt nach dem Besoldungs-Regulativ für Berlin 1500 Mk. Wohnungsgeld und ein dem Dienstalter entsprechendes Gehalt von 2500—7000 Mk. Bewerbungen sind bis zum 1. Februar an uns einzureichen.

Berlin W., Bülowstr. 74, den 6. Januar 1904.

Der Gemeinde-Kirchenrat der Luthergemeinde.
Kramm.

Kohlen & Kokes
direkt ab Zeche, daher sehr preiswert, ohne Zwischenhandel; nur erste Qualität.
H. von Bötticher, Hamburg V.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin 219, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Technikum Altenburg S.-A.
für **Maschinenbau** und **Elektrotechnik.**
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Staatsaufsicht.

Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 35.

Soeben erschien:

Die Willensfreiheit.

Eine neue Antwort auf eine alte Frage
von
Dr. Adolf Bolliger,
Professor an der Universität Basel.
Geheftet Mk. 2.40.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bei Bestellungen und Anfragen auf Grund der **Protestantenblatt-Inserate** bitten wir stets auf dasselbe Bezug nehmen zu wollen.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.